

# MOJO BLUES BAND

## Wiener Blues

VON AMY PROTSCHER • Mit bemerkenswerter Formkonstanz hat es Erik Trauner über 40 Jahre vermocht, immer wieder hervorragende Musiker um sich zu scharen und mit ihnen seine persönliche Vision eines Blues zu verwirklichen, der sich zwar aus traditionellen Quellen speist, aber doch in keinem der US-Regionalstile verhaftet bleibt, sondern einen entschieden eigenen Weg einschlägt. Für bluesnews hielt er Rückschau auf das Erreichte.

Niemand, am allerwenigsten die Beteiligten selbst, hätten erwartet, als sich Gitarrist Erik Trauner und Pianist Joachim Palden 1975 zum Duo zusammensetzten und sich ein gutes Jahr später zum Quartett, der späteren Mojo Blues Band, erweiterten, dass daraus zumindest für Trauner eine Lebensaufgabe werden würde. Auf die schaut er mit Dankbarkeit zurück: „Es ist ein Riesenkompiment an ein Konzept, das sich einfach so ergeben hat und nicht geplant war, und gleichzeitig ein tolles Lebenszeugnis für die gute alte Bluesmusik. Wir haben uns nie wahnsinnig in Richtung Mainstream verbogen, sondern immer lieber die traditionelle Art des Blues gespielt. Und die ist heute noch durchaus angesagt und gehört nicht zum verstaubten Inventar.“

Blues ist dabei für Trauner nicht nur Musik, sondern eine Lebenseinstellung, der er sich in einem langen Prozess mit großer Ehrfurcht genähert hat. „Es geht nicht darum, irgendwelche Noten zu spielen oder ‚Sweet Home Chicago‘ zu singen. Ich bin ja sehr lange, auch drüben in Amerika, mit Afroamerikanern unterwegs gewesen. Und ich war immer neugierig, wie diese Menschen ticken, wollte ihre Kultur und ihren Humor kennenlernen, auch damit ich die Texte besser verstehe und den Slang lerne. Gerade die Sprache, die Art und Weise, wie in Amerika gesprochen wird, das ist bereits die Musik. Das ist ein ganzes Universum an Dingen, die man sich anschauen sollte. Das ist der mühselige Zugang, den ich für mich gewählt habe, aber es ist eben viel

interessanter und intensiver, wenn man das von Grund auf begreift und am Ende schon fast als sein Eigentum betrachten kann. Ich beschäftige mich damit schon 45 Jahre und der Blues ist für mich eine zweite Muttersprache geworden.“

Und diese lange, intensive Beschäftigung mit dem reichen Erbe schwarzer Musik schlägt sich natürlich auch hörbar in der

**„Das Schöne am Blues ist, dass Leute mit den verschiedensten Hintergründen den Blues fühlen, wenn sie nur ein Gespür fürs Leben haben. Sie brauchen noch nicht einmal die Texte zu verstehen.“**

Musik der Mojos nieder. Auch in ihren eigenen Texten gehen die fünf virtuos und authentisch mit der Sprache um und betten sie ein in ein Klangbild, das zwar nie eindeutig nach Chicago, Texas, der Westküste, Kansas City oder anderen Blueszentren klingt, aber immer solide und überzeugend wirkt und dieses bestimmte Lebensgefühl transportiert, das den Kern des Blues ausmacht.

„Es wird immer wieder vergessen, dass der Blues ja auch eine Unterhaltungsmusik war – und nicht nur das, sondern auch die Be-

freiung von vielen un guten Dingen, die den Menschen widerfahren sind. Und das gilt für jeden, auch wenn er jetzt nicht unbedingt ein Sklave war. Mir hat mal jemand gesagt: ‚Pain is pain‘, egal, ob jemand aus gutem Haus kommt und vielleicht Mercedes fährt, wenn er einen Schmerz hat, hat er einen, da hilft ja nichts. Die Seele macht ja keinen Unterschied, ob man reich ist oder arm. Und das Schöne am Blues ist, dass Leute mit den verschiedensten Hintergründen den Blues fühlen, wenn sie nur ein Gespür fürs Leben haben. Sie brauchen noch nicht einmal die Texte zu verstehen. Ich merke, dass bei uns im deutschen Sprachraum die Texte kaum relevant sind, aber die Menschen spüren doch, worum es geht. Und das Schöne ist, je älter ich werde und je mehr schlimme Dinge mir widerfahren sind, desto besser kann ich das auch vermitteln. Als Gegenbeispiel kann man aber natürlich kein Sonnyboy-Typ sein, der immer gut drauf ist, und dann Blues spielen. Man muss sich schon ein paar schöne Neurosen und Depressionen bewahren, damit man kreativen Blues machen kann!“

Das ist einer der Gründe, warum Trauner in seiner Heimatstadt so fruchtbaren Mutterboden für den Blues gefunden hat. „Es ist gut, in Wien zu leben, da saugt man psychische Probleme bereits mit der Muttermilch auf. Wir sind alle Freud'sche Kinder und die düstere Wolke, die über dieser Stadt hängt, hat eben neben Selbstmorden auch viel Kreatives hervorgebracht. Als Mensch, der hier geboren ist, würde ich ja lieber Wiener Musik machen, aber sie interessiert mich leider nicht. Das Wienerische ist ja

mit dem Blues relativ verwandt, auch von der Lebenseinstellung und Sprachmelodie her. Ich habe auch schon versucht, deutsch zu singen, aber der Slang gehört halt einfach genauso zu der Musik wie die Musik selbst. Und auch die Wiener Texte sind total bluesig. Texte von Maly Nagl, einer alten Wiener Sängerin, und von Bessie Smith sind 1:1 austauschbar, als ob sie abgeschrieben worden wären. Und ein Lonnie Johnson und ein Anton Karas mit dem Dritten Mann: Wenn du dir das ganz genau anhörst, ist es verblüffend, wie ähnlich das ist. Und was mich wirklich fasziniert, ist, dass wir mit unserem Humor, mit dem Schmah so gut mit den Schwarzen ausgekommen sind, diese Raunzerei war sich ganz ähnlich, ein bisschen kindisch, aber trotzdem so positiv. Und deswegen glaube ich, dass Wien ein guter Boden für Bluesmusiker ist, denn Blues ist ja nicht nur hart, verdrossen und brutal. Ich sehe ja auch gern das Charmante und das Liebliche darin. Genau diese Vielfalt macht den Blues ja aus."

Über nicht nur Wien, sondern auch die vielen Reisen in die USA haben die Band geprägt. „In Europa gibt es keine echte Stage-Kultur. Die Ansagen sind langweilig, das Entertainment fehlt oft. Das lernt man dort. Ich habe mit Musikern gespielt, die den Blues von der Bühne gepredigt haben. Das war so faszinierend. Da habe ich mir einiges abgeschaut und für meine Mentalität verarbei-

tet. Für mich ist es wichtig, nicht nur gut Blues zu spielen, sondern die Leute einzubeziehen und ihnen den Alltagsstress zu nehmen. In den letzten Jahren habe ich bemerkt, dass wir eben nicht nur unterhalten, sondern das Publikum in der Seele treffen. Wir haben Songs, bei denen die Leute weinen, und ich finde das wunderbar, weil Weinen ja nicht unbedingt was Schlechtes ist. Eines der schönsten Komplimente von einem Zuhörer war mal, dass er zum Abschied gesagt hat: ‚Euch sollte man auf Rezept bekommen!‘ Es ist ja auch eine therapeutische Musik.“

Die Begegnungen mit den Großen des Genres erwiesen sich ebenfalls als prägend: „Ich würde gerne Soul, Gospel oder Sam-Cooke-Nummern singen, aber das gibt meine Stimme nicht her. Und wenn man dann mit den Legenden

zusammentrifft, klingt es plötzlich genauso, wie man es sich immer erträumt hat. Ich habe immer wahnsinnig viel gelernt, über Intensität und wie man als Persönlichkeit eine Bühne einnehmen kann. In Amerika wird natürlich viel mehr auf die Texte eingegangen und die Slowblues werden nicht als traurig empfunden, sondern als heilend und angenehm. Und außerdem wird immer getanzt zum Blues und alle sind von Anfang an voll da, man hat immer die irrsinnigsten Stimmungen. Du musst aber ständig aufpassen, dass du keine Nummer spielst, die dem Publikum nicht so taugt. Dann ist alles gleich wieder vorbei. In Europa kann man eine Stimmung länger

**„Für mich ist es wichtig, nicht nur gut Blues zu spielen, sondern die Leute einzubeziehen und ihnen den Alltagsstress zu nehmen. In den letzten Jahren habe ich bemerkt, dass wir eben nicht nur unterhalten, sondern das Publikum in der Seele treffen.“**

© PR

